

**ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR
UNDESSAYISTIK** AUSGABE-SECHS-2012



**DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG
ODER: MACHT IM GAME**

ISSN: 2194-1505



„Fail for ever.“

E.K.

„Man darf die Hoffnung niemals ausgeben!“

F.B.

„Ich interessiere mich ja zur Zeit für schweißige Haare!“

P.P.

„, niemand bedachte die Folgen von Offenheit; wir waren ja verurteilt. Kritiker totschlagend, ironiebefreite, autobiographische Verpackung. Wir: Selbstzensur?“

M.M.



Inhalt

SEITE 4

ANNE-CAROLIN HOFFMANN // Keine Bohnen	SEITE 5
JOHANNES WEISHAUPT // Die Kurzarbeit der Galionsfigur	SEITE 7
WOLFGANG VOGEL // Ludwig (Fototext)	SEITE 12
KATHARINA HÖHENDINGER // Schichteinteilung	SEITE 17
USCHI SCHMIDT // Die Vollstreckung	SEITE 22
TOMASZ JAXA-CHAMIEC // Karen	SEITE 25
PHILIP PFALLER // Kein Lifestyle-Text	SEITE 29
MARTIN HÖPPL // Im Süden (Fortsetzungsgeschichte, Teil 3)	SEITE 33
MARCO DZEBRO // Schleiß auf Paris	SEITE 39
ELIAS KREUZMAIR // 1	SEITE 43
MICHAEL DIETRICH // Die Wanderung	SEITE 45
IMPRESSUM	SEITE 52



Keine Bohnen

SEITE 5

Anne-Carolin Hoffmann, Erlangen

Im Supermarkt waren die Bohnen ausgegangen. Wäre egal gewesen, weil Hanni gar nicht so gerne Bohnen isst, aber allein die Tatsache des Fehlens weckte in ihr einen schwer unterdrückbaren Wunsch danach. Bohnenfrikassee zum Beispiel oder Bohnenpudding, was für eine feine Sache. Wachsbohnen, Saubohnen, Buschbohnen, ratterte die Assoziationskette durch Hannis Gehirn. Apropos Busch, sagte sie laut, das mit den Bohnen ist fast wie bei amerikanischen Präsidenten: Alle wollten se Clinton loswerden als er Monica gepoppt hatte, aber als die dann den Bush dafür bekommen hatten, wär ihnen Billie doch wieder lieber gewesen. Immer will man Das-Was-Man-Nich-Haben-Kann. Und Das-Was-Man-Hat, macht nur so lange Spaß, wie es nicht so ganz sicher ist, ob man es behalten darf.

Das erinnert mich an eine Geschichte, warf Hartmut ein, die mir mal am Potsdamer Platz passiert ist. Da war ich eigentlich mit der Band auf Tour, und dann esse ich ja immer nicht viel, weil die nur so kleine Portionen servieren. Und du weißt, ich mag sonst eigentlich keine Fritten, aber genau dann bekomme ich immer riesige Lust darauf. Ich also raus aus dem Haus und zur nächsten Pommesbude, und die war nun mal am Potsdamer Platz, was soll man sonst auch dort, naja. Also ins Taxi, hat ja geregnet. Und was is'? Keine hundert Meter unterwegs, fährt der Idiot von Taxifahrer seinen Außenspiegel an einem Bus ab! Und ich nur im kleinen Schwarzen! Also ausgestiegen und den Rest zu Fuß. Auf High Heels! Das war drei Wochen bevor die da die Pokerrunde ausgeraubt haben.



.....

Total Superman ey, sagte Hanni, die eigentlich gar nicht zugehört hatte. In Gedanken war sie schon bei der Tiefkühltruhe, und außerdem hatte ihr gerade eine alte Frau die letzte Dose Rote Oma vor der Nase weggeschnappt. Rentner sind scheiße, knurrte Hanni, und nahm aus dem Einkaufswagen der Oma die Familienpackung Gin.

Was willst du denn mit Gin, pöbelte Hartmut. Du magst keinen Gin! Du mußt immer kotzen, wenn du das Zeug trinkst! - Die Sache mit dem Gras, das auf der andern Seite grüner ist, Mann, du schneidest auch immer nur die Hälfte von dem mit, was man dir sagt, stöhnte Hanni, und stellte den linken Fuß auf die Kühltruhe. Yogaaaaaa! brüllte sie.

Ich verstehe, du spielst auf die vier Handynummern an, die du mal im Suff verloren hast! rief er. Ach Hartmut, immer denkst du nur ans Trinken, antwortete Hanni süffisant. Sei doch nicht immer so statisch!

Die Oma stand an der Wursttheke an, und Hanni sah im Vorbeigehen, dass sie auch eine Packung Bohnen im Wagen hatte. Betont unauffällig legte sie ein Päckchen Gleitcreme daneben. Weißte! Hartmut kam von hinten angekeucht. Nicht jeder wohnt wie du next door to technoboy! Du kannst nicht immer von dir auf andere schließen! - Himmel, Hartmut! ätzte sie, geh jetzt und hol die Valium-Eiscreme ab, und ich geh inzwischen schon mal vor und mach den Schnaps auf. Sonst stehen wir morgen noch hier.

Sie packte alles aufs Band und kratzte sich am Ohr. Mädchen wie du, flüsterte ihre innere Stimme, sind meistens postkonservativ und haben keine Schwäne auf der Brust. Stimmt, antwortete Hanni, aber ich kann ja nicht immer aufpassen auf die Sachen in deinem Kopf.

Draußen ging die Sonne auf.



Die Kurzarbeit der Galionsfigur

SEITE 7

Johannes Weishaupt, München

oder die Kunst einen Strohhalm zu lieben

Normaler Clubabend. Hat seine Nike-Air-Schuhe an. Sieht krass aus. Also ich meine nicht nur die Schuhe. Das ganze Outfit so. Ausgelegt auf Frauen. Wegen denen ist er schließlich hier. Auch wegen dem Alkohol, aber zuerst wegen den Frauen. Für das eine hat er Geld, für das andere seine Schuhe. Vorbei am Türsteher. Die Hosen in den Socken. Wegen den Schuhen. Die muss man sehen. Er bezahlt den Eintritt und begrüßt seine Komplizen. Oder Kollegen. Vielleicht sind das auch Freunde. So genau kann man das nicht sagen. Dann kommt die erste Runde. Wodka Bull. Für mich schmeckt der mittlerweile wie Kotze, aber er und sein Gefolge genießen ihn sichtlich. Erster Blickkontakt mit Frauen. Es wird gefunkt, geblickt und geschmunzelt. Manchmal auch die kalte Schulter. Die gewohnten Maschinen halt. Für ihn alles eher undurch-

sichtig. Er ist eben noch recht jung. Seine Schuhe sind kaum älter und der Wodka Bull ist schon weg. Die nächste Runde. Die Zunge wird locker und die Gespräche beginnen. Wir nehmen Fahrt auf. Er ist eher passiv, wartet auf eine offensive Geste von der anderen Seite. Eigentlich guckt er eher doof in die Runde. Hofft auf die Wirkung seines Outfits. Aber es funktioniert nicht. Er nimmt die nächste Runde. Dann ein offenes Lachen. Es gilt anscheinend ihm. Er grinst zurück. Kauft noch einen Cuba Libre und geht auf die Dame seiner Wahl zu. Er gibt ihr den Cocktail. Sie fährt sich durch die Haare. Es wird geredet. Ich kann nicht genau hören über was, aber anscheinend der üblich stumpfe Small Talk im Clublärm. Er versteht nur die Hälfte und nickt dennoch so als würde er nicht nur das



.....

Gesagte, sondern auch die gesamte Weiblichkeit die er vor sich hat verstehen. Ich nippe an meinem Getränk. Dann die Offensive. Er lehnt sich zu ihr hinüber und legt seine Hand auf ihre Hüfte. Flüstert etwas in ihr Ohr. Oder schreit. Je nachdem wo man steht, sieht es anders aus. Sie muss lachen. Vielleicht hat er sie überzeugt. Vielleicht auch nicht. Zwei Meter weiter knutscht einer seiner Komplizenfreunde mit einer recht dünnen und konfus gekleideten Brünetten. Drei Stunden später wird sie ihm ihren Drink ins Hemd kippen und ihm ins Gesicht schlagen. Die Gründe dafür kennt nur der Filmriss. Undurchsichtig ist der Nebel im Club. Unsere Nike-Air-Schuhe haben da scheinbar mehr Erfolg. Das Gespräch dauert allerdings schon sehr lange und es wurden noch nicht einmal Nummern getauscht. „Komm zur Sache“, denke ich mir und bestelle meinen sechsten Drink. Ahoi und rein damit. Während sie weiterreden setzt sich neben mich eine rauchende junge Frau. Sie stellt ihren Mo-

jito so dicht an meinen, dass sich die Strohhalme leicht touchieren. Irritiert von dieser Berührung verliere ich die Schuhe aus den Augen. Ich bin verwirrt. Mein Beobachtungsraum wurde durchbrochen. Sie mustert mich mit schwarzen Augen. Die Strohhalme kleben aneinander. Ich blicke weiter in die Menschenmenge. Überlege, ob ich meinen Drink nehmen soll. Überlege ob ich gehen soll. Dann wieder mein Blick in die Menge. Versuche die Schuhe zu finden, doch ich kann mich nicht mehr konzentrieren. Bin abgelenkt. Schaue kurz rüber. Tiefes Schwarz empfängt mich. Seidenweiche Haare. Die Strohhalme tanzen. Rauch zieht um uns auf. Die Musik geht aus. Das Licht wird leise. Die Zunge auf den Lippen und das Glas in der Hand verlieren wir uns im Zigarettendunst. Kurze Zeit später sind die Gläser leer und wir uns einig, dass es ein kurzfristiges Engagement für den Spaß war. Wir werfen unsere Strohhalme auf den Boden und kaufen



.....

uns neue. Ich widme mich den wieder entdeckten Nike-Air. Während er mit seiner Beute zu knutschen beginnt, bekommt sein Komplize ein Veilchen verpasst. Rausgeschmissen wird er auch noch. Beschissenes Ende für eine Clubnacht. Nächstes Wochenende wird er wieder kommen. Mit denselben Absichten. Und dem gleichen Erfolg. Die Hose mittlerweile aus den Socken sieht es so aus als würde es unserem Jüngling auch gleich noch die Nike-Air ausziehen. Seine Partnerin ist mit einer derartigen Inbrunst bei der Sache, dass er völlig überfordert versucht, sie irgendwie an die Wand zu drücken, um nicht umzufallen. Mittlerweile beginnt der Alkohol bei mir eine ganz eigene Wirkung zu entfalten. Augenlider auf Halbmast und den klassisch glasigen Blick steuert man durch den Club. Man ist der Kapitän eines fremden Schiffes namens Körper und versucht durch unzählige Untiefen gen Glück zu steuern. Umschiffet zahlreiche Felsen und brüllt Anweisungen, die einem weit entfer-

ten DJ-Matrosen gelten, der viel zu spät die Segel refft. Der Navigator ist schon längst über Bord gegangen und unter Deck arbeiten völlig unmotiviert diverse Möchtegernoffiziere, die einem dumpf durch dicke Planken Moral zuschreien wollen. Doch Sturm und Rum und Wind und Wetter lassen die hohlen Worte verblassen und man stemmt sich mit letzter Kraft gegen die immer stärker werdenden Wellen. Ganz vorne, wo eigentlich die Galionsfigur des Schiffes sein sollte - so eine schöne barbusige Meerjungfrau mit wilden, wüsten Haaren und ganz in Gold - da ist nur ein Schild mit der Aufschrift „Kurzarbeiterin gesucht“. In stürmischen Gewässern ist es um die Sicherheit der Arbeitsplätze eben nicht gut bestellt. Plötzlich taucht aus dem Unwetter eine sonnenbeschienene Insel vor dem Kapitän auf und er steuert sein dickbauchiges und morsches Schiff auch ohne den über Bord gegangenen Navigator mehr oder weniger sicher darauf



zu. In der Couchecke angekommen lasse ich mich erschöpft in weiches Leder sinken und starre müde und trunken in die tanzende Menge. Ein Pärchen schält sich aus der Masse und setzt sich zu meiner Linken in einen rosaroten Sitzsack. Halb verschluckt von dem Gebilde aus Stoff und Polypropylen-Perlen umschlingen sie sich in einem heftigen Anfall aus Freude über ihren glücklichen Moment. Bevor die beiden völlig in dem rosaroten Sitzsack verschwinden, sehe ich gerade noch, dass es die Nike-Air sind, die da untertauchen. Sie werden hinab gerissen in den Strudel der Zweisamkeit und werden so schnell nicht mehr in diesen Gewässern gesichtet werden. Ein mutiger Kapitän in solchen Zeiten auf einen festen Arbeitsvertrag seiner Galionsfigur zu setzen, denke ich bei mir und stelle fest, dass mein Navigator sich erschöpft den Strand meiner Insel hochschleppt. Er war anscheinend schlau genug sich einen Rettungsring mitzunehmen, als er von Bord ging. Etwas außer Kraft meldet

er sich bei mir zurück und verkündet Salzwasser hochwürgend, dass der Heilmathafen nicht mehr weit sei. Langsam wieder bei Sinnen beschließe ich mir noch eine Cola an der Strandbar zu bestellen und den Abend auf der Couch ausklingen zu lassen. So sitze ich colaschlürfend dort und sehe dem Club zu wie er sich langsam leert. Auf dem Boden finde ich noch einen pinken Schnürsenkel der möglicherweise zu einem der Nike-Airs gehörte, die nun irgendwo in dem Sitzsack sein müssen. Weit hinten entdecke ich meine schwarzäugige Galionsfrau und sehe, dass sie sich mit dem DJ unterhält. Vereinzelt tanzen noch ein paar Schiffe auf dem ruhiger werdenden Betonboden, der mittlerweile übersät ist von Scherben, ausgedrückten Limetten von fernen Inseln, Strohhalmen und Schiffbrüchigen. Berauscht von den Erlebnissen der Nacht und der wilden Fahrt bemerke ich nicht, dass die Musik jetzt tatsächlich ausgeht und draußen Tageslicht



das Festland flutet. Einer der Türsteher kommt auf mich zu und bedeutet mir, dass es Zeit wäre zu gehen. Ich trinke den letzten Schluck meiner Cola, stehe auf und stapfe los. Trostloses Grau empfängt mich draußen. Menschen, die zur Arbeit gehen, lassen traurig die Mundwinkel hängen. Geschäftig wird telefoniert. Eisenräder rattern auf Schienen durch dunkle Röhren. Zeitungen erzählen in schwarz-grau alte Neuigkeiten. Und schlecht gelaunte Schaffner verabschieden den guten Morgen. So trocken, trist und grau der feste Boden unter meinen Füßen auch ist, so bunt und farbig und pink ist der Schnürsenkel, den ich fest in meiner Hand halte. Ein kleines Band in eine stürmische Welt voll Kokosmilch und Strohhalmtänzen.



Wolfgang Vogel, Jena

Fototext

Ludwig K. wuchs auf einem wohlhabenden und kinderreichen Bauernhof im Süden Deutschlands auf. Seine Familie war so reich und stolz auf ihren landwirtschaftlichen Betrieb, dass sie von ihrem Anwesen extra Postkarten anfertigen ließ, die sie an Freunde und Verwandte schicken konnte. Viele wohnten weit weg, konnten nur beschwerlich reisen und freuten sich zu sehen, wie es ihren Verwandten in der Heimat geht. Der Hof war Ursprung und Mittelpunkt der Familie. Sie hatten sich den Wohlstand mühsam verdient und waren zurecht stolz darauf. Man gab auch gerne an und verärgerte bekannte Familien, die man nicht besonders leiden konnte.

Vorliegende Aufnahme zeigt auf der Vorderseite den Hof der Familie.

Das stattliche Wohnhaus des Vierseithofes wurde unlängst saniert und gibt

den Familienmitgliedern genug Platz. Im Sommer zieren Blumenkästen die Sprossenfenster und die Balkonbrüstung, worum sich die Frau des Hauses kümmert. Die einzige Zufahrt für das Fuhrwerk ist der gemauerte Bogen mit dem Holztor. Bei ganz genauem Hinsehen sind sogar einige Bewohner zu erkennen. Es ist die Silhouette des Vaters zu sehen, der seinen Trachtenhut trägt. Links neben ihm ein Sohn und auf der Türschwelle stehen zwei Frauen. Besondere Sicherheit gab den Bewohnern das zusätzliche Eisentor vor der eigentlichen Haustüre, das unerwünschte Besucher außerhalb des Hauses halten konnte.

Leider nur schlecht erkennbar ist die Hauskatze, die sich ebenso wie die Arbeiter und Bewohner des Anwesens vor die beiden Frauen gestellt hat und





ihre Dazugehörigkeit demonstriert. Sie kam problemlos durch die Eisengitter und konnte auch bei geschlossenem Tor ihrer Tätigkeit im Haus nachgehen.

Rechts folgt der Pferdestall mit einem Knecht der selbstbewusst in die Kamera posiert, als wären die Rösser seine. Dabei hatte ihn der Chef damals in einer Kneipe aufgelesen, wo er die Rechnung nicht zahlen konnte.

Stall und Schuppen sind weniger in Szene gesetzt, aber es ist ein Angestellter in dem Torbogen zu erkennen, der vermutlich mit dem Heu hantiert oder ähnliches. Vor dem Kuhstall bauen sich eine Melkerin und eine andere Frau auf, die mithilfe eines Rechens für Ordnung sorgt. Besonders das Dach des Kuhstalles hatte schon einige Reparaturen nötig und wird wohl in Kürze gänzlich erneuert werden müssen. Dafür war bis jetzt einfach keine Zeit und der Fotograf war schon bestellt.

In der Mitte des Hofes ist die große Jauchegrube zu sehen, in der die tie-

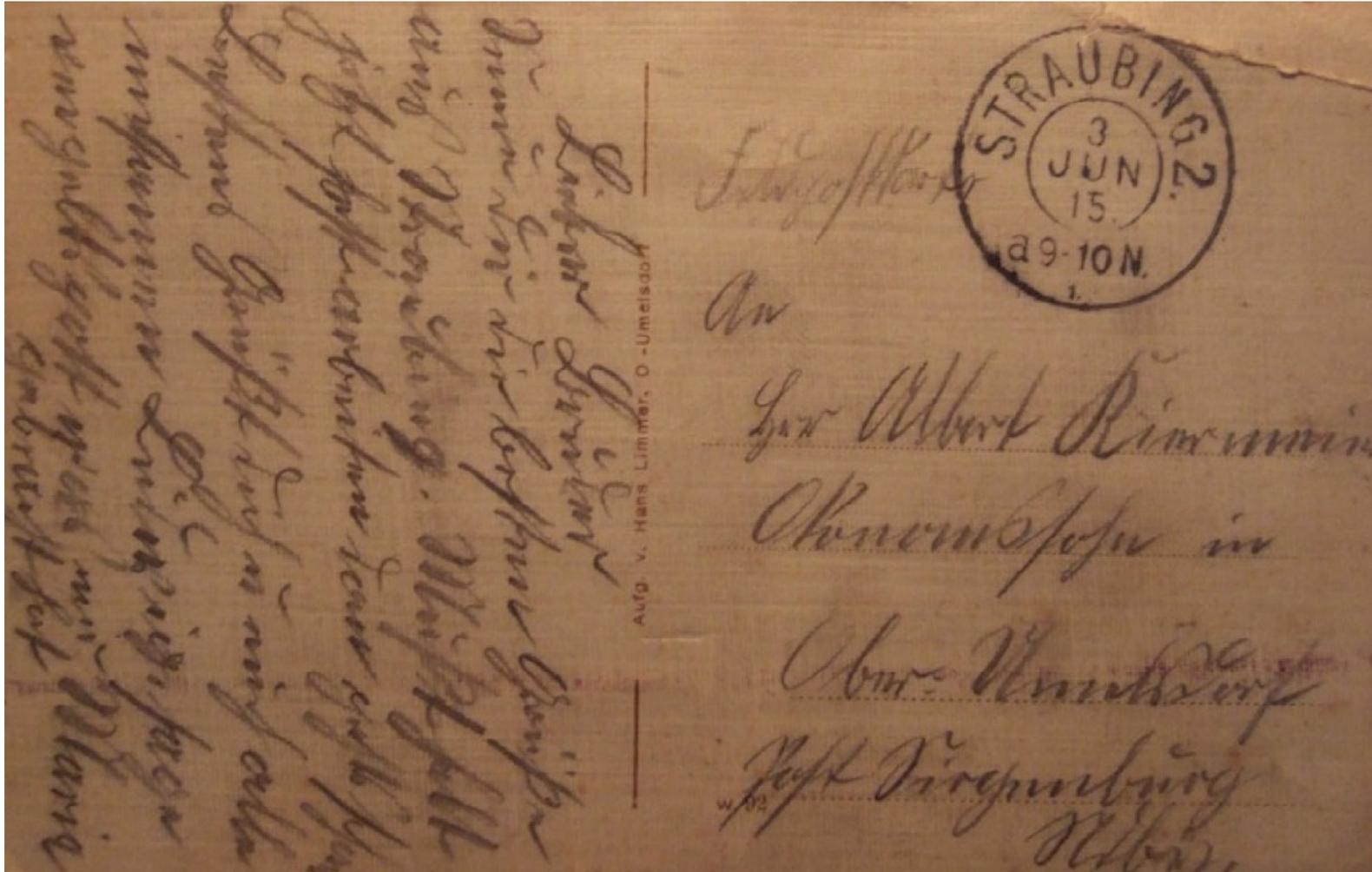
rischen und menschlichen Abfälle landen.

Die Empfänger der Karte konnten sich so einen umfassenden Überblick über den Hof, dessen Zustand und auch über die Bewohner machen. Besonders an Weihnachten oder zur Erntezeit füllten sich die Kammern des Hauses, wenn die ganze Familie zusammenkam. Sie alle sind hier verwurzelt und gehören hier hin, auch wenn sie anderswo ihr Glück suchten. Jeder von ihnen freute sich, wenn er diese Karte im Briefkasten fand oder vom Postboten überbracht bekam.

Auf der Rückseite ist die Karte mit Bleistift beschrieben.

Der Poststempel gibt Auskunft, dass die Karte am 3. Juni 1915 verschickt wurde. Das Foto entstand jedoch viel früher, weil Ludwig auf diesem Bild noch ein kleiner Junge neben seinem Vater ist und inzwischen schon ein junger Mann ist. Er schreibt an seinen Bruder:





*„Lieber Bruder
Sende dir die besten Grüße aus Strau-
bing. Mußt halt
jetzt fest arbeiten dann gehts schon.
Bestens grüßt dich u. auch alle mitsam-
men Ludwig.
Sage vergeltsgott was mir Maria gebracht
hat.“*

Ludwig verließ kurze Zeit zuvor den Hof der Familie gegen Straubing hin, wo er beruflich gute Chancen hatte. Sein Bruder, der Erstgeborene, gönnte ihm zwar den Erfolg, verlor aber dadurch auch eine Arbeitskraft auf dem Hof und musste dies nun selbst ausgleichen. Einige Wochen zuvor hatten sie Maria nach Straubing geschickt, die ihm Fressalien aller Art vom heimischen Betrieb brachte - geräucherten Schinken zum Beispiel. Als Dank schickte der seinem Bruder die Karte mit ein paar aufmunternden Worten, zumal im Juli viel Arbeit zu erledigen war. Er würde erst wieder zur Hopfenernte nach Hause kommen, wofür er

sich extra frei genommen hatte. Insgeheim denkt er sich, dass sein Bruder da aber durch muss. Schließlich erbt er das Anwesen und wird der Boss des Ganzen.

Besonders bemerkenswert an dieser Geschichte ist jedoch, dass Ludwig diese Karte an seinen Bruder schickte, an eben diesen Hof, der auch vorne abgebildet ist, wovon auch die Adresse Auskunft gibt.

Man könnte meinen, dass er dies tat, um seinen Bruder daran zu erinnern, dass er für seinen Hof auch arbeiten muss. Oder Ludwig hatte keine andere Karte zur Hand, wollte sich aber schnell bedanken.

In Wirklichkeit ist es aber so, dass es zu dieser Zeit üblich war, auf den Postkarten nicht die Orte abzubilden, in denen die Schreiber sich befanden, sondern die Zieladressen, damit die Post weniger Arbeit hatte.



Schichteinteilung

SEITE 17

Katharina Höhendinger, Istanbul

Jetzt machen sie auch noch die Nacht zum Tag. Auf dem Weg zur Arbeit habe ich schon die Plakatierer gesehen, wie sie uns die neuen Slogans vor die Nase geschmiert haben: *Tag und Nacht auf dem Weg zu neuem Wohlstand* (Autobahn) - *Alle Zeit der Welten nutzen* (Eingangstor) - *24 Stunden, rund um die Uhr: höchste Qualität für höchste Leistung* (Kantine). Ich war früh dran und die Neue Erde ist noch im Himmel gegangen wie ein fahler Bienenstock.

Meinen Leuten muss ich jetzt erst mal erklären, dass sie nach der Sechstage-Woche und dem Zehn-Stunden-Tag auch noch die Schichtarbeit schlucken müssen. Frühschicht, Spätschicht, Nachtschicht. Die endgültige Realisierung der permanenten Produktion als Teil des Neuen Wohlstandsplans.

Ich würde gerne mal wieder mit Hendrik Fliegenfischen gehen, aber Urlaub ist nicht drin im Moment, erst wenn die Schichtarbeit läuft. Für den Kleinen tut's mir leid, dass er sich so abrackern muss mit seinen acht Jahren. Als wir ihn früher eingeschult haben, habe ich noch gedacht, dass wir ihm einen Gefallen tun. Immer eine Nasenlänge voraus, oder besser noch zwei. Aber wenn er am Abend zur Tür rein kommt mit Augen wie Knöpfen und verkniffenem Mund, der Ranzen rutscht ihm wie ein Sack von der Schulter, dann zwickt es mir im Bauch als hätte ich was Giftiges verschluckt.

Letztens hat er mir ein Informationsblatt von der Schule auf den Teller geschoben, bevor er sich vor sein Essen gehockt und das Gesicht in der Suppe versenkt hat. *Die größte*



Herausforderung der interglobalen Ökonomie liegt darin, dass vom Individuum zunehmend komplexe Leistungen verlangt werden. Deshalb ist eine umfassende Ausbildung die beste Vorsorge für unsere Kinder. Der Elternbeirat hat dem Unterricht von Montag bis Samstag zugestimmt, und auf der Rückseite haben sie die neuen Frühförderprogramme erklärt.

„Der Lehrer hat gesagt, ich soll mir überlegen, was ich später mal machen will, sowas wie Supply Chain oder Marketing“, hat Hendrik mir am nächsten Morgen im Auto erzählt und die Augenbrauen gegen das Beifahrerfenster gerunzelt. Es hat geregnet dass die fetten Tropfen nur so auf den Asphalt geplatzt sind, und ein paar durchweichte Arbeiter in Blaumännern haben sich neben uns mit ihren Fahrrädern abgequält. Dann hat Hendrik gefragt: „Papa, was ist denn Marketing?“ Ich habe die Lippen aufeinander gepresst und kurz nachgedacht. „Das fragst du besser deine Mama, die weiß das besser als ich.“

Doris findet den Samstagsunterricht super. „Das entlastet uns doch total!“, hat sie gesagt, und sich vor dem Spiegel eine ungehorsame Haarsträhne zurück hinters Ohr gesteckt. „Schau mal, die Kinder werden schon ganz früh in die richtige Richtung geleitet, das ist doch prima für Hendrik!“ Mit der Schichtarbeit hat sie auch kein Problem, aber Doris macht sowieso dauernd Überstunden bis mitten in der Nacht. Ihr Job ist dicht getaktet, der Markt schläft nie, die Konkurrenz auch nicht, und vor allem nicht der interglobale Konsument. Den hat sie sich übrigens ausgedacht, und sich damit an die Spitze ihrer Marketingabteilung katapultiert.

Am Anfang haben wir noch über alles diskutiert: „Kapitalismus asiatischer Prägung, damit pinkeln wir uns ans eigene Bein“, habe ich gesagt.

„Irgendwie müssen wir doch mit denen da oben aufholen!“ Doris bohrte mir ihren steingrauen Blick ins



Gesicht: „Muss halt jeder ran jetzt!“
„Wer sagt denn, dass das so ist?“
habe ich protestiert, aber fast schon eingelenkt. „Wieso soll's uns denn auf einmal schlechter gehen nur wegen denen da oben?“

„Du verstehst halt echt nichts vom Wirtschaftskreislauf!“, hat sie gesagt, und trotzdem mit mir geschlafen.

Als ich dann in den Betriebsrat gegangen bin, weil ich dachte, dass man was dagegen tun muss, wenn man ins Hamsterrad gesteckt wird, war Doris entsetzt bis zur Hysterie.

„Und was ist mit deiner Employability?“ hat sie geschrien, die Augäpfel prall und rund als würden sie gleich aus ihren Höhlen springen. „Wir können verdammt froh sein um unsere Jobs! Weißt Du, wie dreckig es manchen Leuten geht?“ Dann haben ihre Pupillen aufgehört, glutheiße Nadeln auf mich zu feuern, und sie wurde versöhnlicher: „Ich will doch nur, dass es uns gut geht. Und Hendrik.“

Und uns geht's gut. Wir haben drei

Zimmer, Küche, Bad mit Fußbodenheizung. Vierundzwanzig Stunden fließend Warmwasser, Frischluftfilter und doppelt verglaste Panoramafenster. Versprochen haben sie uns einen Blick auf die Berge, aber das war vor zehn Jahren, als die Pläne für das Atomkraftwerk noch nicht durch waren. Stattdessen schimmert uns die Neue Erde wie ein alter Käse ab Mitternacht ins Schlafzimmer. Wir haben zwei Pkw, die wir an dreihundert Tagen im Jahr nutzen dürfen, unbefristete Arbeitsverträge und einen Ausbildungsplan für Hendrik bis zur Uni. Ja, uns gehts verdammt gut.

„Uns gehts doch allen schon so gut, was müssen wir denn jetzt die Produktion schon wieder erhöhen?“, hat Marco gestern bei der Betriebsratssitzung gesagt, als wir über den Wohlstandsplan abgestimmt haben. Er hat sich zu voller Größe und Breite aufgerichtet, und der rosarote Fleischlappen unter seinem



Kinn hat gezittert bei jedem Wort, das aus seinem Mund herausgedonnert ist. „Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass eine fortgeschrittene Ökonomie wie die der Neuen Erde tatsächlich unseren Wohlstand bedroht, schauen Sie sich doch mal die Fakten an!“

Es waren einige da, die haben genickt und gebrummt. Ich habe genügend Courage aufgebracht, um die Fingerknöchel auf den Tisch zu hämmern. Dann hat der Vorstand seine Blätter geordnet und die Brille zurück auf's Nasenbein geschoben, und eine halbe Stunde geredet über die Neue Erde und die ökonomischen Implikationen, unsere Rolle im Wirtschaftskreislauf und wie uns das quasi ins Mittelalter verfrachtet. Die Leute haben sich angeschaut und wieder weggeschaut, den Kopf gesenkt und sich die Fingernägel gepult, und am Ende haben siebenundsechzig Prozent dafür gestimmt, dass wir noch länger und härter arbeiten.

Marco hat den Stuhl hinter sich

gekickt, Verachtung in den Raum geschraubt und ist kommentarlos raus gestiefelt. In mir hats kurz gezuckt, aber dann bin ich doch sitzen geblieben. Unten im Irish Pub habe ich mich neben ihn an den Tresen gehockt.

„Das ist doch eine totale Massenhysterie!“ Auf seiner Unterlippe glänzte Speichel: „Und du hast deinen Mund auch mal wieder nicht aufgekreiert.“

„Marco, ich weiß doch auch nicht mehr, was ich denken soll“, habe ich gesagt, und ihm ein Bier ausgegeben.

„Und wie bringst du deinen Leuten morgen bei, dass sie jetzt auch noch mitten in der Nacht arbeiten sollen?“ hat er gefragt.

Heute Morgen bin ich früher aufgestanden und habe in den Onlinenachrichten nach Tabellen und Graphen gesucht. Ich bin ins Büro gefahren und habe die Neue Erde angestarrt als könnte ich sie weghypnotisieren. Ich hab mich



gefragt, was sie da oben wohl ihren Leuten erzählen, ob sie denen überhaupt irgendwas erzählen, oder ob's denen tatsächlich so gut geht, dass endlich keiner mehr jemand anderem was erzählen muss.

Dann hab ich mir überlegt, dass ich eigentlich gar keine Wahl habe: Ich gehe einfach rein und stelle mich vorne hin, ziehe die Augenbrauen zusammen und mache die Lippen einen dünnen Strich, und dann wissen die schon, dass wieder was kommt. Und dann sage ich genau das, was die uns gestern auch gesagt haben, das mit den ökonomischen Implikationen, dem Wirtschaftskreislauf und dem Mittelalter. Was soll ich denen auch sonst erzählen?



Die Vollstreckung

SEITE 22

Uschi Schmidt, Jena

Als mir heute nach vielen Jahren von oberster Leitung eine neue Arbeit aufgetragen wurde, wies man mir einen Raum in unserem Gebäude zu, der über und über voll mit Papieren lag. Sie stapelten sich an den Wänden, vor dem kleinen Fenster, auf dem Boden und auf Bänken ringsum und bis vor die Beine meines grauen Tisches. Ansonsten war der Raum völlig leer, auch mein Tisch war leer, bis auf einen Stempel und ein Stempeltischen.

So setzte ich mich also und begann mit der Arbeit. All diese Formulare musste ich abstempeln und somit bewilligen. Das erste Papier das ich nahm, trug den Namen eines Fremden und einige Daten. In das freie Feld am Ende der Seite setzte ich meinen Stempel mit roter Tinte, da stand: Vollstreckung befohlen.

Über meine Arbeit selbst wusste ich nicht viel, nur was mir gesagt worden war: dass es sich bei den Personen um Millionen von angeklagten und für schuldig befundenen Verbrechern handelte, die hingerichtet werden mussten. Mit meinem Stempel unterzeichnete ich nur ein Urteil, das längst gefällt und unausweichlich war, - ich hatte also eigentlich nichts mit der Angelegenheit zu tun. So stempelte ich fort, nahm Papier um Papier auf, drückte rote Tinte darauf und legte es beiseite. Für jedes Papier, so wusste ich auch, wurde in einem anderen Gebäude ganz in der Nähe ein Mensch in eine graue Kammer geführt.

Es musste schon sehr viel Zeit vergangen sein, das spürte ich, auch wenn ich es nicht sicher sagen konnte, doch



.....

die Papiere wollten nicht weniger werden und kein Stapel schien sich seit Beginn meiner Arbeit verkleinert zu haben. Nur das Rauschen der Straße unter meinem Fenster war seitdem ein bisschen leiser geworden, vielleicht neigte sich auch der Tag dem Ende entgegen. Mechanisch und gewissenhaft stempelte ich weiter, traf so genau wie möglich das freie Feld und arbeitete ohne Unterlass - zwar schmerzte mir bereits der Arm, dennoch: die Arbeit musste getan werden. Irgendwann, so glaubte ich, musste man mich schließlich ablösen oder in den Feierabend entlassen.

Dann endlich konnte ich den Erfolg bemerken, die zu schaffende Arbeit wurde deutlich geringer und den Berg der bereits geschafften Arbeit konnte ich neben mir sehen. Nun kam es auch nicht mehr vor, dass der Verkehrslärm mich störte - draußen war es wunderbar still geworden. Dafür hallte bei jedem Pochen

des Stempels auf den Tisch ein Echo durch den nun leeren Raum, an dessen Wänden sich keine Stapel von Personennamen mehr auftürmten und der Hall klang wie das Zuschlagen eines Sargdeckels. So ließ ich meine Gedanken zum baldigen Ende meiner Arbeit schweifen - die Namen hatte ich schon seit einer Weile nicht mehr gelesen, es kostete auch zu viel Zeit - als ich schließlich beim letzten Formular angekommen war und wie im Reflex bereits den Stempel mit der roten Schrift darauf gedrückt hatte. Darauf las ich voll Erstaunen meinen eigenen Namen.

Vollstreckung befohlen.

Ich wartete.

Doch es war niemand mehr da und die Welt hinter dem kleinen Fenster lag vollkommen still, genau wie der Flur vor meiner Tür. Angst ergriff mich. Angst, dass niemand mehr käme, um mich in die Kammer zu führen und so stieg



ich eilig auf, legte meinen Stempel zur Seite, da ich doch der Letzte war und machte mich auf zu der Kammer im Gebäude ganz in der Nähe, während mein Arm sacht zuckte.



Tomasz Jaxa-Chamiec, Brighton

Karen took her dog out for a walk. It was Thursday and it was half term. As she walked out of the front gate she looked back at her house, and saw her reflection in the living room window. Things were just the same. The dog looked up at her. Karen returned the look and stuck out her tongue. The dog panted and trotted ahead. How many times had Karen walked this way? How many hundreds of times, had her feet passed over these same paving stones? With this same dog, and no change, no change...

The familiar houses and streets turned to fields and trees. Karen walked mechanically on toward the lake. She listened to the sound of her trainers sludging on the slightly damp earth, and to the dog's consistent breathing. It was a quiet bright morning, and there were few people. She threw a ball for

the dog a couple of times, and it was obediently returned.

At the edge of the lake, Karen took a seat on a bench, tied the dog up, and took out a carton of Ribena from her small, yellow rucksack. She sucked the sweet, lukewarm blackcurrant juice through the stripy straw. How many hundreds of cartons of Ribena had she drunk in her life? How many hours of late, had she whittled away with no one to play with save for the mucky hound who now peed against the leg of the bench? Karen sighed. She didn't want to change. 'Oh Karen please don't change.' How many times had her mother said those words? But she was happy then, when she was eight. She was the little princess, with an imaginary house in her cupboard. Imaginary romances, imaginary weeks and



months spent in imaginary hours. Those days were gone. Now being alone felt really lonely. And Karen had changed. She looked at her reflection in the green lake. She was pretty, the eyeliner made her eyes stand out, and her lips were crimson. She caught a smile and yawned. Was he going to come after all?

Through her closed eyes she was back in her blue bedroom. She was making a puzzle with her mother. Karen couldn't see the different pieces, they all looked the same. But as it is in dreams she could not lift the pieces to help her mother. She moved her lips to say sorry, but her mouth wouldn't speak and the apology was choked. She wanted to touch her mother's soft face, and trace the lines she remembered so well. And then came the witches, beautiful, black, bat-like creatures swooping through the open window, lifting Karen with soft white claws. And away they flew with Karen calling back to her mother, invisible words.

'Karen, Karen,' the boy touched her shoulder gently to wake her. Karen looked up; the carton of half-full Ribena fell from her lap.

'Oh, hiya, I must have dozed off.' She was half sleepy, her sticky mouth surprised at being able to speak. Time slowed for Karen, as she looked up at the boy's face. It was Jon; he had come. He sat next to her on the bench, giving her time as he stroked the dog, rubbing its ears.

'Were you dreaming?' he asked.

'I think so.' There was a tremor in her voice. She smiled at him, taking in his green eyes and the soft whiskers that formed near his ears. He was handsome. How many times had she thought about him in that same red jumper? How many times had she hoped he would kiss her?

'Karen, I really like you,' he said quietly, 'you look really pretty today.' Karen blushed and felt his palm rest on her knee.



.....

'Thanks. I think the dog likes you, she's licking your shoes.' Jon shuffled closer in his seat. She felt her heart tremble and flutter. He leaned in and kissed her lips. Their lips stayed together. His breath smelt sweet and smoky. She closed her eyes and let her lips match his patterns. The tips of their tongues touched, and then played cat and mouse with rough and smooth. Karen felt warm, her insides were smiling. Jon pulled back slowly from the embrace, and saw Karen's closed eyes and white teeth breaking in a smile.

'Are you ok?'

Was she ok? She felt like crying and laughing and singing all at once. It was like a thunderstorm had broken out inside her. She kissed him again, and they sat close together, the red and yellow. Ten minutes later he was gone. But it had happened, it had really happened. It was nearly lunchtime, so Karen unwound the leash from the bench and started home. Karen practically floated

home with her trusty sidekick, oblivious to all the surroundings, which only an hour earlier had seemed so painfully familiar. Fields and trees turned back to suburban streets. Instead of paving stones under her feet, was sky above as she breathed in. Her eyes were watery in the fresh air, and the fine hairs stood up on her arms and waved in the breeze. She undid the gate and walked up the path to the door. The dog was excited, and wagged its tail.

Karen unlocked the door, and the dog ran off to the kitchen. She followed the dog, and saw her family round the table. They were still making the 1000 piece puzzle, the one with witches and bats and black cats.

'Mummy, mummy,' come and help us said the five-year-old girl, on her husband's lap.

'It's nearly finished,' said Jon, bouncing the giggling girl on his knee.



'Come here you.' Karen lifted the girl in her arms. Face to face with her child, she caught her reflection in those young green eyes, and whispered, 'please don't change.'



Kein Lifestyle-Text

SEITE 29

Philip Pfaller, München

oder: Wie Patrick Ortlieb-Prince' Mutter ein Leben rettet

Das Auffälligste an dieser interessanten Frau ist ihr ausgeprägter Damenbart, der schüchtern ihr Gesicht ziert. Auf der Oberlippe biegen sich die Härchen terrassenhaft nach oben und vom Doppelkinn ergeben sie sich der Schwerkraft. Der Vater, Okham Prince, seines Zeichens Glücksspieler und vaterschaftsverweigernder Unterhaltsflüchtling, verließ die gemeinsame Wohnung 36 Tage nach Patricks Geburt. Deshalb wird im Haushalt der Ortlieb-Prince auch nie von ihm gesprochen.

Neunundzwanzig Jahre später tanzen die ersten Sonnenstrahlen auf dem Gesicht des jungen Ortlieb-Prince, können ihn aber schon nicht mehr wecken, da Constanzas immer laute Stimme schon zu dieser frühen Stunde aus der Küche dringt. Constanza war nicht nur die direkte Nachbarin linkerseits, sondern auch

Vertraute und Managerin seiner Mutter. Die schwüle Hitze die durch die lehmigen Wände drückt schiebt Patrick geradezu aus seinem Zimmer und vorbei an besagter Küche, die wiederum zwei alte abergläubische Frauen angesaugt hatte. „Und, Madame, denken Sie das Kind wird ...“ Die Klotür erspart Patrick Ortlieb-Prince die weitere Konversation und so kann er sich getrost den Comicheften zuwenden, die neben der Toilette auf einem Heizkörper liegen, durch dessen Ritzen sie bisweilen zu fallen pflegen.

Frühstück. Klackernd schuftet die Klimaanlage am Fenster und begleitet rhythmisch Patricks Kauen und Eintunken des Löffels in sein Müsli, das mit viel zu viel Milch zubereitet war. Er starrt auf die schwarzen Armhaare seiner Mutter. Die beiden Frauen und auch



Constanza waren seit seinem Toiletten- gang nicht verschwunden und so muss er deren Anwesenheit ertragen. Alle vier sind in Schürzen gekleidet und haben weite ärmellose Sackkleider an. Henrietta Ortlieb-Prince erklärt den beiden anwesenden Frauen, Agustina und Josepha, dass die Tochter der ersten sich besser von ihrem Freund trennen sollte, da dieser, von einem bösen Geist geleitet, nur das Schlechteste für das junge Mädchen im Sinn hat. Die beiden Frauen bedanken sich und kehren zurück in ihre kleinen Wohnungen, die sich ebenfalls in dem großen Wohnblock befinden. „Endlich kann ich in Ruhe frühstücken“, denkt Patrick und umarmt im Sitzen noch Constanza, die dann ebenfalls geht.

Arbeitslos wie er war, begab sich Patrick Ortlieb-Prince nach dem Frühstück in sein Zimmer und zog sich an, um dann mit seinen Freunden auf dem Hof Fußball zu spielen. „Ich bin dann weg“, sagt er und winkt im Vorbeigehen durch die Küchentür. Doch seine Augen fangen noch

kurz das Bild zuckender Beine auf und als sein Gehirn diese Information verarbeitet hat, kehrt er schnell zurück. Angst macht sich breit und voll Sorge reißt er die Tür zur Küche auf. Den einen Fuß schon auf der Feuerleiter, den anderen auf einem Schemel hängt Henrietta Ortlieb-Prince aus dem Fenster. Und verschwindet. Patrick reißt sich aus seiner Verwunderung los und springt zum Fenster hin. Er blickt nach oben und sieht gerade noch die haarigen Beine schnell die Sprossen der Leiter hinaufsteigen. „Meine Mutter steigt gerade aufs Dach. Na geil, verdammte Scheiße.“ Oben angekommen, sieht er seine Mutter über einen Lüftungsschacht springen und auf das andere Ende des Dachs zu rennen. „Die ist top in Form“, denkt er nur kurz und sprintet hinterher. „Was machst du da, Mama? Bist du jetzt vollkommen irre?“ „Rede nicht so mit deiner Mutter, du Bengel!“ Nur noch ihr Kopf schaut über den Dachsims, der Rest



.....

macht sich schon behände auf den Weg nach unten. „Nun warte doch, verdammt!“ Unten angekommen, packt Patrick seine Mutter am Arm. „Was geht denn hier ab? Du kannst doch nicht einfach auf dem Dach rumsteigen?“ „Sei kein Dummkopf! Entweder du hilfst mir oder du legst dich wieder in dein Bett!“ Schwarze schweißnasse Strähnen umspielen Henriettas Augen, der Brustkorb bebt und ein kühner Blick in ihren Augen lässt Patrick verstummen. „Komm jetzt“ und dabei rennt sie schon weiter. Unter Fluchen folgt ihr Patrick hinüber zu dem alten Warenlager, das schon seit 4 Jahren verlassen steht. Henrietta Ortlieb-Prince zerrt am Lagertor, stürmt hinein und hastet auf eine Tür zu. Sie packt eine Eisenstange und drischt auf das Vorhängeschloss ein. Patrick, vollkommen verwirrt vom spontanen Aktionismus seiner Mutter, fällt über eine Kiste auf sein Gesicht. Staub verklebt seine Augen und durch einen Schleier von Tränen sieht er seine Mutter ein junges Mädchen aus der

verschlossenen Türe tragen und schnell in seine Richtung kommen. „Patrick, steh sofort auf und hilf mir. Mein Gott, Junge!“ Ohne genau zu verstehen, was passiert, halst sie ihm das Mädchen auf und zieht ihn auf einen alten Lastwagen zu, der draußen auf dem Vorplatz steht. Als seine Mutter „Setzt sie in die Mitte“ sagt, fällt ihm endlich auf, dass das Mädchen ohnmächtig ist. Mit ihren schweren behaarten Armen, die Patrick bei Tisch immer kitzeln, was bei ihm dazu führt, dass sich sein Rücken zusammenzieht, dreht sie am Lenkrad. Die dicken dunklen Lippen zu einem Lachen verzogen dröhnt sie mit dem schweren Gefährt auf die Straße. „Hey Mama, da verfolgt uns ein Auto!“ „Ich weiß, halt deinen Kopf unten.“ Henrietta Ortlieb-Prince holt alles aus der alten Karre heraus und rast in Richtung Innenstadt. In einer Kurve fliegt Schweiß von den Spitzen ihres Haupthaars und trifft Patrick im Gesicht.



Am nächsten Tag. Der kleine Fernseher auf dem Kühlschrank flackert. Patrick stopft sich ein Sandwich in den Mund. „Mama, schau mal, du bist im Fernsehen!“ „Ja?“ barfuß schlappt Henrietta durch die Küchentür. Ein Nachrichtensprecher liest „Durch das beherzte Eingreifen einer richtigen Heldin konnte in einer der brutalsten Entführungen der letzten Jahre Schlimmeres verhindert werden. Dass bei der spektakulären Verfolgungsjagd gestern Nachmittag zwei Polizeiwagen zerstört wurden, kümmert alle Beteiligten daher kaum.“



Martin Höppl, München

Fortsetzungsgeschichte Teil 3

Plötzlich erwachte er. Er war wohl eingnickt. Nicht durch ein Geräusch war er erwacht, eher im Gegenteil - das Gewitter war vorbei, der Wind hatte sich gelegt. Es herrschte angenehme Stille. Das Licht in der Kirche hatte sich verändert. Er war neugierig. Ruckartig stand er auf, wobei die Kirchenbank laut knarrte, und ging zügig zum Portal. Als er hinaus trat hatten sich die Wolken an einer Stelle bereits gelichtet und ließen einzelne Strahlen der Abendsonne hindurch. Als er die schwere Tür hinter sich geschlossen hatte, fühlte er sich froh und erleichtert, fast ein bisschen befreit. Er ging langsam die Treppe hinunter, ohne jedoch zu wissen wohin. Auf der letzten Stufe blieb er stehen und schaute um sich. In den Gassen floss noch Wasser ab. Man konnte das Gurgeln der Kanalisation hören. Es schien ihm bei-

nahe so, als würde mit dem Regenwasser auch ein Teil der trostlosen Vergangenheit dieses stickigen und heißen Ortes weggespült. Auf dem Platz, der mit großen, ausgewaschenen Platten aus schwarzem, vulkanischen Stein gepflastert war, standen unzählige Pfützen, in denen sich bizarre Wolkenformationen spiegelten. Die Zeit schien sich in das langlebigen Material förmlich hineingefressen zu haben. Als er aufsah, erkannte er an einem oberhalb der Stadt gelegenen Höhenzug einen Regenbogen - nur ganz schwach und auch lediglich ein kleines Stück davon. Dieses Naturschauspiel beglückte ihn sonderbar. Er fühlte sich leichter. So war es ihm in dieser Stadt vorher noch nicht gegangen. Es war fast als würde die Welt neu erstrahlen, quasi wie nach der großen



Fortsetzungsgeschichte Teil 3

SEITE 34

Flut, als die Arche Noah wieder trockenes Land unter dem Kiel hatte. Die Luft war angenehm. Die gespannte Atmosphäre war gewichen. Er vertraute sich erst einmal nur diesem wohligen Gefühl an ... Manchmal dauert es eben einen Tag bis man irgendwie ankommt.

Keinen Steinwurf von der Kirche entfernt, auf der anderen Seite des Platzes, lag eine kleine Taverne, oder so etwas in der Art. Es sah so aus, als könnte es dort auch Übernachtungszimmer geben. Vor dem einfachen Gebäude mit seiner Veranda begannen Kinder mit lautem Geschrei zu spielen. Die ganze Stadt schien wieder so ein bisschen aus ihrer Starre zu erwachen. Wie nach einer reinigenden, quasi kathartischen Wäsche, die den Staub weggewaschen hat. Das langsam trocknende Pflaster roch nach Stein, Regen und Straße - intensiver als normal.

Er war nach dem Schlaf zwar nicht mehr ganz so erschöpft, aber dafür umso hungriger. An den Kindern vorbei ging

er in die Taverne. Offenbar wurde der Betrieb von einem jüngeren Mann geführt, der gerade eine handvoll Gäste bediente. Die muntere Runde war wohl noch nicht lange da. Sie verfolgten nebenbei die Nachrichten auf einem flimmernden, kleinen Fernseher, der über dem Eingang hing. Sie waren zwar nicht sonderlich gebannt, aber zumindest so abgelenkt, dass sich niemand besonders für den Eintretenden interessierte. Die meisten tranken Wein. Wahrscheinlich handelte es sich sogar um die Rebsorte, die in der Region angebaut wurde, denn die Flasche hatte kein Etikett.

Dem jungen Mann gab er zu verstehen, dass er etwas essen wolle. Schnell war klar, dass er um diese Uhrzeit höchstens einen kalten Vorspeiseteller erwarten konnte. Der junge Mann stellte ihm einen Teller zusammen. Die Getränke nahm man sich aus einem Kühlschrank. Er ging an den Herren vorbei. Einige hatten ihn wahrscheinlich



Fortsetzungsgeschichte Teil 3

schon am Nachmittag im Fischlokal gesehen, dachte er sich, als er eine Limonade nahm. Er schloss die Külschranktür und setzte sich an einen freien Tisch. Als ihm die Vorspeisen gebracht wurden, nahm er sie mit Heißhunger zu sich, auch wenn er so etwas eigentlich nicht sehr schätzte. Eine richtige Mahlzeit wäre ihm schon wesentlich lieber gewesen. Schließlich stieg er doch noch auf Rotwein um.

An der Wand hingen kitschige, südliche Landschaften in einfachen Bilderrahmen. Die meisten zeigten natürlich das blaue, blaue Meer und romantische Hügelketten. Eine Photographie zeigte auch den Berg Rücken, auf dem der Ort lag. Allerdings konnte er nur die Hauptkirche und nicht die kleine Basilika entdecken. Im Grunde genommen war es sonderbar, dass sich die Leute hier die heimischen Motive aufhängten. Das war doch bestenfalls Dekoration für die Fremden. Wenn daheim in manchen Läden die jeweiligen Heimatlandschaften hingen, dann verstand er

das, aber hier hätte man doch bloß einen Schritt vor die Tür machen müssen. Ihm war klar, dass die Einwohner das anders sehen würden. Überall entwickeln die Menschen nach einiger Zeit eine Art Ortsblindheit. Erschöpft saß er da und schaute den Männern zu, die zum Kartenspielen übergegangen waren. Der Wein war jung und lieblich und hatte eine klare, rote Farbe. Er schmeckte ihm ganz gut. Im Süden schmeckt der Wein immer besser als daheim. Würde er sich eine Flasche mitnehmen, könnte er das Gleiche später wohl nicht mehr nachempfinden. Das ist ähnlich wie mit den meisten Urlaubserinnerungen. Auf Postkarten oder Photos fehlt ja auch die ganze Stimmung.

Er hätte keinen Wein trinken sollen. Zumal die Grundlage nicht ausreichte und er sich ziemlich kraftlos fühlte. Ja, er hätte wirklich nicht so viel trinken sollen. Das sagt man dann immer. Aber was blieb einem schon anderes übrig, als sich gehen zu lassen -



Fortsetzungsgeschichte Teil 3

SEITE 36

in dieser Stadt. Manche werden lustig, wenn sie trinken, so auch die Kartenspieler. Daheim trank er eher aus Frust. Dann wird's erst mal besser, aber insgesamt noch schlimmer. Wahrscheinlich beneidete er die Männer auch deshalb. Sie konnten einfach so munter Kartenspielen und Wein trinken. Es wäre klüger gewesen, wenn er sich gleich schlafen gelegt hätte. Aus einem Radio tön-ten Schlager, die er nicht verstand. Er verstand nur so viel: Schlager waren etwas Furchtbares. Die würden ihn wieder ewig verfolgen ...

Gut, dass er noch gleich zu Anfang bei dem jungen Mann wegen einer Übernachtungsmöglichkeit gefragt hatte. Dieser hatte ihm ein kleines Zimmer im ersten Stock gezeigt mit Dusche über dem Gang, wo er sein geringes Reisegepäck abgestellt hatte. Es war keine richtige Pension, sondern eher ein improvisiertes Gästezimmer über der Taverne. Man hatte ihm angemerkt, dass es keinen Sinn mehr machen würde, ihn wo anders hin-

zuschicken. Das Zimmer lag zum Platz hinaus, mit Blick auf die Basilika. Er dachte, dass er es eigentlich nicht besser hätte erwischen können. Seine Ansprüche waren nicht groß.

Wahrscheinlich wäre er schon längst aufgestanden und aufs Zimmer gegangen. Aber er war doch ziemlich müde. Zu müde um einfach zu gehen. Obwohl ihn die Bar quälte, oder was das auch immer war. Der Schlaf in der Kirche hatte ihm zwar gut getan, aber davon hatte er sich auch nicht richtig erholt.

Er hatte sich zum Lesen mitgenommen: *Der Name der Rose*. Ein Mittelalterfaible, das ihm jetzt irgendwie lächerlich vorkam. Jetzt wollte er nicht mehr lesen. Meistens kam man auf Reisen ohnehin nicht zum Lesen. Er starrte, den Kopf gesenkt, auf die Plastik-tischdecke. Blümchenmuster. Gelb und Orange. So was hatte man daheim schon längst nicht mehr. Wenn man lange genug draufschaute konnte man einen 3D-



Fortsetzungsgeschichte Teil 3

SEITE 37

Effekt erzeugen. Zumindest schienen die unterschiedlichen Blüten dann auf verschiedenen Ebenen zu schweben. Das ist genauso wie bei Tapetenmustern, dachte er. Das Essen, der Alkohol oder die Spaziergänge des Vormittags, oder wer weiß ... Auf jeden Fall war er ziemlich erledigt. Die Männer am Nachbartisch machten keine Anstalten zu gehen. Sie schienen am Abend erst so richtig munter zu werden.

Als die Herren beim Aufbruch mit den Stühlen rückten und an seinen Tisch stießen, wachte er auf. Es war ihm peinlich: Hatte er vielleicht geschnarcht? Oder hatte er jetzt Schlafmale im Gesicht? Es erschien ihm völlig unangemessen in einem öffentlichen Lokal am Tisch einzuschlafen. Er hasste das Bild des Touristen, der sich im Ausland schlimmer aufführt als es ihm ansteht. Er lächelte verlegen und ging einigermaßen zügig hinauf. Er war gar nicht mehr richtig wach geworden und schlief sofort ein. Die Nacht war schwer.

Durch das offene Fenster kamen am Morgen die ersten Sonnenstrahlen herein. Er hatte keinen Vorhang zugezogen und mit der Kleidung geschlafen. Der Vormittag war schon fortgeschritten. Er nahm nur ein kleines Frühstück zu sich. Mit kaltem Wasser versuchte er auf der Toilette sein Kopfweg zu bekämpfen. Ihm war etwas elend. Hoffentlich hatte er nicht mehr als eine Flasche getrunken.

Da er schon hinter seinem eigenen, groben Zeitplan hinterher war, brach er unverzüglich auf. Er holte schnell seinen Rucksack und zahlte. Sich nun beeilen zu müssen fiel ihm fast schwer, da sich sein Zeitgefühl ein bisschen verändert zu haben schien. Sein Auto hatte er am Stadtrand geparkt. In einem kleinen Kiosk kaufte er im Vorübergehen zwei Postkarten ohne Porto, die er von zu Hause aus abschieken würde: Wetter gut, super Urlaub, viel Kultur, alles gut etc. pp. Mit seiner immer noch leicht geschwellenen Hand



Fortsetzungsgeschichte Teil 3

SEITE 38

wollte er jetzt ohnehin nicht schreiben.

Auf dem Weg zum Auto lag eine kleine Brücke. Eine einfache, hässliche Betonkonstruktion, die über einen Kanal führte. An der einen Seite des Ufers standen hohe Bäume. Das Wasser lag ruhig im Schatten und sah trübe aus. Stellenweise sammelten sich kleine Schaumwolken. Die Oberfläche war teilweise von zäher Entengrütze bedeckt. Wo Wasser zu sehen war, schien es sich in Spektralfarben aufzulösen. Dem Geruch nach zu urteilen nutzte die Stadt den Graben zur Abwasserbeseitigung. Er hasste es, wenn Menschen ihre Wirtschaftsinteressen höher stellten als alles andere. Dann kam genau so etwas dabei heraus. Und mit einer Reihe Grünzeug wollte man das Ganze dann tarnen und den schönen Schein wahren. Das war im Endeffekt beinahe das Gleiche wie mit der hochgezogenen Schirmfassade der Basilika, die verdeckte, wie klein die Kirche eigentlich war.

Er empfand die Szenerie als bedrohlich.

An einem Brückenpfeiler sammelte sich Unrat. Ein toter, verwesender Ort ohne Zukunft. Gestern hatte er nur einen schlichten, vegetarischen Vorspeiseteller und heute lediglich ein karges Frühstück gegessen. Aber jetzt wurde ihm fast etwas übel. Er wendete sich angewiedert ab und verließ die alte Stadt nach Norden, deren Turmsilhouette er noch eine Zeit lang immer wieder im Rückspiegel sehen konnte.

Nach ein paar Kilometern über kurvige Hügelstraßen kam das Meer in Sicht. Auf der glatten, blauen Oberfläche waren von der hochgelegenen Küstenstraße aus die Fischerboote wie kleine, weiße Flecken zu sehen. Er hätte am liebsten angehalten um sie zu photographieren. Fischerboote ... Er dachte an die Darstellungen in der Kirche. Dass ihm das nicht früher eingefallen war: IXΘΥΣ, das heißt Fisch.

Ende



Scheiß auf Paris oder Was aus Eva wurde SEITE 39

Marco Dzebro, Heidelberg



Mein Name ist Eva und die Welt weiß nicht, dass ich existiere: der erste Tag. Ich liege unter einem Holztisch, in einer schlecht gelüfteten Autobahnkneipe, irgendwo am Rande der Stadt. Mein Mund ist staubtrocken und meine Haare kleben verdreht am Boden fest. Kleines, junges Fräulein hat der dickliche Typ mich genannt, der auf seiner Durchreise einen kleinen Zwischenstop ein-

legte, um in der Bar selbstgemachten Nudelsalat zu essen. Während draußen im Wagen seine Frau mit den Kindern auf ihn wartete, bewarf er mich mit kleinen Gurkenstückchen und lächelte mir wohlwollend zu, wobei er viel zuviel Kraft in seine Mundwinkel legte und bald schon wie ein Gesichtshühnchen aussah.

Er erzählte mir davon, daß er, ein paar Stunden zuvor, seinen eigenen Vater vergewaltigt hatte, aus Rache dafür, daß er in den 50ern aufwachsen mußte. „Gott ist sexy!“ stand auf seinem lächerlich engen T-Shirt. Auch nur einer von viel zu vielen, dachte ich mir und zupfte meinen BH zurecht: der zweite Tag.

Sein Brief kam vom anderen Ende der Welt. Mit wahrer Liebe ist das so, dachte ich mir und versuchte ihn zu



vergessen. Zwei Stunden später saß ich neben einem schmierigen LKW-Fahrer, der mich nach Paris mitnehmen wollte. Ich hatte mir fest vorgenommen, ihm seinen dämlichen Brief persönlich um die Ohren zu hauen und der Stadt der Liebe die Maske runterzureißen. Der Trucker erzählte mir unterdessen von einem Fischerdorf in Italien, wo er das erste Mal eine Frau verprügelte, kurz nachdem er ihr den Ring an den Finger steckte. „Mit welcher optischen Berechtigung zieht der eigentlich kurze Hosen an?“, fragte ich mich, während ich auf seine haarigen, käseweißen Beine schaute. Auf einer kleinen Waldlichtung nahe der Autobahn kaute ich ihm dann lieblos im Schritt herum, da ich kein Geld für Benzin hatte. Er zitterte und zappelte und schlug mir immer wieder mit großen, kräftigen Hieben auf den Hinterkopf. Ich erstach ihn mit dem Klappmesser, das in seinem speckigen Cowboystiefel steckte und vergrub ihn im Bodennebel des Apfelbaums, unter dem wir standen.

„Man kann über Liebe nachdenken. Man kann über Gott nachdenken.“, sagte ich und da wurde mir klar, daß wir Tod in die Welt gebracht hatten: der dritte Tag.

Nun liege ich hier also. Und während ich die endliche Maserung der Unterseite des Tisches betrachte, kann ich einige Meter weiter die Polizeisirenen hören.

Ich hasse Entscheidungen, habe ich immer schon, da ich oft die falschen treffe. Und deshalb wird das ganze jetzt so langsam auch zu einem der Probleme, die mir dröhnende Kopfschmerzen bereiten. Ich löse es vorerst, indem ich eine Kapsel Librium schlucke und mit öligem Importbier runterspüle: der vierte Tag.

Ich sitze jetzt schon seit fünf Tagen hier in dieser muffigen Absteige und meiner konkreten Zerreißung fest, wo mich auch der Barkeeper jeden Morgen findet. Beim ersten Mal hat er noch gedacht, das ich tot sei und auf einen



Tag bezahlten Sonderurlaub gehofft, aber inzwischen hat er sich an meinen armseligen Anblick gewöhnt. Er rollt mich einfach auf die Seite, lüftet dann kurz durch und nennt mich liebevoll „Zuckerschnütchen!“ So auch heute wieder: „Sag mal Zuckerschnütchen, gehst Du eigentlich auch mal arbeiten?“ fragte er. „Na wonach schaut das denn deiner Meinung nach hier aus?“, antwortete ich. Keine Reaktion. Er staubte die unbenutzten Weingläser ab, sammelte leere Chipstüten ein und zog die Vorhänge zu, bevor er ins nächste Zimmer ging. „Die Welt hat ihre Nächte, und nicht wenige.“, murmelte er: der fünfte Tag.

Ich stehe vor dem Tisch, unter dem ich vor ein paar Minuten für ein paar Stunden gelegen habe. Ich schaue von oben auf ihn herab und sehe mich noch immer dort liegen: Herz aus Bier, Liebe ... auf ewig. Ich hebe ein Feuerzeug, eine blutige Kinderwindel, ein zerlesenes, gelbliches Buch mit dem Titel „Organische Selbstentfremdung“ und ein Gedan-

kenloch auf, das jemand dort vergessen hat. Als ich hineinschaue, fange ich plötzlich an zu schweben.

Ich schwebe durch den Raum und beobachte, wie das Feuerzeug die Windel in Brand steckt. Meine Lunge füllt sich mit Rauch und einigen Vernunftsgründen. Die Flammen werden immer größer und fressen sich durch diese bizarre Situation, während ich mit dem Messer seinen Namen ins Stuhlbein schnitze. Ich liege unter dem Tisch, stehe im Zimmer und schwebe durch den Raum. Sein Brief verascht in der Schwere von Flammen und Licht, woraufhin ich endgültig unter dem Tisch vorkrieche und mich zu einer Hure an die Bar setze. Ich bestelle mir ein Importbier namens „Irgendwann“ und stoße auf die Stadt der Liebe an. „Paris?“ fragt die Prostituierte mich und streichelt mir übers Gesicht. „Sweetheart, Du bist hier in Austin, Texas! Scheiß auf Paris“: der sechste Tag.

„Auf den Klang von Regen!“, schreie



ich in die Runde, pumpe mein achttes,
warmes Bier und falle tot vom Barho-
cker. Einsam. Glücklich. In hoher Qua-
lität mit mir selbst: der siebte Tag.



1 (Auszug aus „1-12. Experimente“)

SEITE 43

Elias Kreuzmair, München

Zwölf Schritte. Entlang der Markierungen auf der Straße, genau in der Mitte tasteten sich die Beine von 1 vorwärts. Die Kapuze seines Hoodies hat er tief ins Gesicht gezogen, um sein Sichtfeld zu beschränken: zur besseren Konzentration. Etwas Mut musste 1 sich antrinken, dabei ging es ihm aber keinesfalls um das, was man Bierseligkeit nennt, sondern vielmehr um das Abrutschen, das Erreichen eines Bereichs der Verschwommenheit. Nicht mehr klar sehen, nicht mehr viel denken. Seine Füße zittern etwas, so langsam hebt er sie und senkt er sie, immer genau auf die weiß-gräulichen Markierungsstreifen. Es ist dunkel um ihn, natürlich sind da Lichter, sind da die Lichter der Straße, aber er sieht sie nicht, er braucht nur den kleinen Ausschnitt vor sich, um weiter

voranzugehen.

Wenn 1 in diesem Moment noch hörte, wenn sein Hörsinn sich nicht völlig nach innen gedreht hätte, was heißt nach innen gedreht, wenn er nicht völlig eins geworden wäre mit der Konzentration, mit der Anstrengung, die 1 unternahm, dann hätte er jetzt Autos gehört, Autos, die hupen, Fahrradfahrer, die klingeln und das belustigte Tuscheln der Passanten. Hätte man versucht 1 aufzuhalten, etwa durch ein vor ihm geparktes Auto oder einfach, indem man sich vor ihn hingestellt hätte, es wäre nicht gelungen. Denn ging er auch nicht schnell, sondern eben besonders langsam, so ging er doch mit aller Macht und aller Kraft, die er aus der Masse seines Körpers in jeden Schritt trieb. Jeder Widerstand wäre einfach



weggeschoben worden von 1.

Als er beim vierten Schritt noch nicht angekommen war, hatte sich bereits eine Art Fangemeinde gebildet. Hinter ihm tanzten und lachten mehrere Mädchen und Jungen, die dieser seltsame Marsch auf irgendeine Weise angezogen hatte. Knapp 40 Zentimeter hinter ihm ging sogar einer, der 1 zu imitieren versuchte, der seine Füße genauso langsam zu heben und zu senken, der genauso exakt an den Markierungen entlang zu gehen vorgab wie 1. Allein, ihm konnte das nicht gelingen.

1 hatte bewusst und für sich diesen Marsch gewählt, kein Todesmarsch, ein Marsch in die Zukunft vielleicht oder zumindest in die Gegenwart, in einen stillgelegten Moment, die Sekunde des Jetzt.

Tatsächlich war es die spannendste Frage für 1 gewesen, im Vorfeld, in der

Planung seines Vorhabens, wie weit er gehen könnte. Wie weit konnte er mit dieser Präzision und dieser Konzentration gehen, wie viel konnte er von sich verlangen und vor allem wie weit würde sein Bewusstsein reichen. Wann, so hatte 1 sich gefragt, würde sich der Effekt der Wiederholung einstellen, so dass der erste Schritt der gleiche war wie der zweite, der dritte, der vierte, so dass sich 1 seines Zählens gar nicht mehr erinnern konnte und entweder aufgeben oder unendlich lang weiterlaufen müsste.

Es ist nun vom Marsch des 1 eigentlich nicht mehr zu berichten, als dies: Er löste sich nicht auf, noch gab er auf. Die Straße senkte sich unmerklich unter ihm ab, bis er zu gleiten anfing, immer schneller und schneller und schneller.



Die Wanderung

SEITE 45

Michael Dietrich, Manchester

Der Rucksack ist schwer, schnürt meine Schultern rot, während ich rutschend, mich an spröder Rinde festhaltend, den steilen, mit dürren Nadeln bestickten Hang hinunterfalle. Helle, aus dem Tal dringende Lichtreflexe umflattern meine trockenen, nach Orientierung suchenden Augen. Dieser dichte, seit Wochen nicht endende Wald, ließ mich die Helligkeit des Tages vergessen, wie Muster der Kinderzimmertapete. Ein schmales Ufergebiet, an eine riesige polykristalline Struktur, tausend Töne blau, festgebunden, zeigt sich. Seichte Wellen branden am grobkiesigen Ufer, Wasserkristalle verwehen staubend daran. Das Weitgestreckte, dunkelfunkelnd, mit den Augen umfassend, erkenne ich seine Handschrift, finde den Punkt, an dem der erste Strich angesetzt wurde: eine Staumauer. Plötzlich in meine Beine geworfen, ent-

ringt mir der See den Geruch des Erinnerns. Ich setze mich, lahm, erschöpft vom langen Marsch auf das graue Ornament am Rahmen des Spiegels, drehe mir zittrig eine Zigarette, starre in die gefrorenen, zurechtgespachtelten Wipfel der waisenhaften Mauer.

Gedanklich in die unbeholfenen Wellen, die zusammengetrieben an ihr wogen, eintauchend, beginnt eine fremde Erinnerung mich einzunehmen, überlebensgroß. Die Wellen spülen mir zu, dass dieser, ihr unbezwingbarer Rand, mein Handwerk sei, dass dieser gestählte Beton, Zeile für Zeile, eine von mir, für mich, sorgfältig zurechtgelegte Gedenktafel sei. Lebenslang hätte ich diesen Damm mit meinem Streben angelegt, hinaufgetrieben, hätte meine Lebenssäfte gänzlich ihm vergossen. Die Mauer habe über die Jahre eine Unmenge



an potentiell Gelebtem, nicht gesehenem Lächeln, nicht gehörtem Flüstern angesammelt. Sie sei ein Sparbuch des Seins für mich, welches das vergebliche Plätschern, das undefinierte Rauschen stoppte, deren Amplifizierung ermögliche. Sie erlaube irgendwann, geregelt, gezielt, bis aufs Gramm genau richtig zu leben: dann, wenn es sich zu verkaufen lohne, nachdem man sie inmitten der Gestrüppe entdecken würde. Die Mauer biete viel Raum sich zu verstecken, während sie selbst unübersehbar sei. Verwunderte Zustimmung wird aus meinen Augen heraus in die Wellen gepresst, als wären beide über ein hydraulisches Röhrensystem verbunden. Das Leben im Staudamm war karg, an vielen Stellen drohten Lecks in die strenge Ordnung des kalten Steins zu schlagen. Die Flut aus nie Gegrüßtem, nie Eingeladenem, die aus den Bergen lief, drohte ständig in die Fugen meines steilragenden Mutes einzudringen. Sobald ich unachtsam geworden wäre, mich dem lockenden, klebrigen

Harz des Bergwaldes hingegeben hätte, sobald die permanente Verflugungsprozedur ausgesetzt hätte, drohte die Kumulation meines Lebens in andere Flüsse zu verschwimmen, entlang an fremden Ufern, fremden Wegrändern, um in weiten Meeren bis zur Unkenntlichkeit, zur Niedagewesenheit zu verdünnen. Mein Selbst, mein Ich, mein Leben, das kann ich nicht vergeben, das kann ich nicht zerteilen: es müsste als Ganzes, Trennungsschmerz nicht kennend, unbenutzt, mit mir vergehen. Wie ein Tier, ausgeblutet am Haken hängend, das auf Sägen, auf Scheren wartet, die es in die Theke bringen können, doch von diesen nicht berührt werden darf. Das angesammelte Warten, das ungeteilte Zögern, die glasklare Verweigerung, welche die Mauer staut, erlauben vom Ende zum Anfang zu blicken, alles beisammen zu haben: nicht ein einziger Tropfen wurde vorschnell verschenkt, etliche Morgen sind abgedeckt. Unüberwindlich trieb sie, bedingungsloser



.....

als eines grauen Schäfers treuer Hund,
meine Gedanken, mein Treiben zusammen,
fokussierte mein Sein; komprimierte es
auf eine Fläche, auf welche ich mit dem
Lineal Zeile um Zeile zog.

Ich werfe den qualmenden Rest ins Was-
ser, entreiß mich der Vorstellungen,
ziehe meine Schuhe, Socken, Hosen aus,
um den belasteten Füßen Kühlung zu be-
sorgen. Scharfe Kiesel drücken in wunde
Stellen, doch der kühlende Effekt des
Wassers berauscht, erleichtert. Ange-
schlagen, tiefer mit meinen Blicken in
die gewissenlosen Wellen tretend, zwin-
kern sie mir zu: Das wahrhaft Lebendige
meines Seins läge ganz unten in diesem
tiefen Tal. Der Staudamm verschlang es,
als Opfer meiner Hände, meiner Säfte.
Ich warf mein Bett, Reich des blinden
Drehens, in die Welt hinaus, nicht er-
kennend, dass die Kraft meiner Träume
Narben in die Landschaft projizierte,
dass die Pfosten auf denen der Schlaf
ruhte ins lebendige, sanfte Fleisch des
Tales getrieben waren. Die Daunen des

Bettzeugs kleben rings entlang des
Ufers, verbanden sich mit dem gelbli-
chen Schaum, den stehendes Gewässer an
seine Ränder schwemmt. Feiner, dichter
Staub im Wasser, gegen die Tiefe hin
absterbend, das Versunkene erfassend:
würde man den See mit einem Stiel in
der Mitte einfrieren; ihn am Stiel he-
rausziehen, halten, dann wäre er eine
knackige, knusprige Glasur, Herrenku-
vertüre. Es sind die Reste der Unruhe
des schlafenden Kopfes, der von Ufer-
losigkeit träumte, davon, die sandi-
gen Äcker, die sumpfigen Pfade des Tals
unkennlich zu machen, damit niemand
sehe, woran ich mich erinnern könnte.
Das Dorf, in dem ich meine Kindheit
verbrachte, der Nachttopf unter mei-
nem Bett, liegt in den kalten Flu-
ten. Ich wende meinen Blick, belas-
tet wie der Arm eines schwer beladenen
Krans, wegwärts der Mauer, hinwärts
der Berge, hin zur Quelle, von der al-
les kam, entlang des Bachlaufs, des-
sen Bett mich in dieses Dorf spülte.



Ich schwimme, nach Ursachen suchend, in Gedanken, wie ein Lachs flussaufwärts, zurück zu diesem Quell; treffe einen Angler, der seine Angel in den Fluss warf, weil die Fische es wieder schafften, ihn nicht zu Wort kommen zu lassen. Ich schwimme durch ein mit Gehwegplatten ausgelegtes Bachbett - Gehwegplatte folgt unterschiedslos der nächsten - Wendungen begradigt - das Ziel vorbestimmt: Entlang dieser imperativischen Sätze gab es keinen Platz für ein Semikolon, ein Komma, einen Gedankenstrich. Was entlang einer Mauer begann, musste an einer Mauer enden. Nach langer, tiefer Wanderung in meiner Vorstellung finde ich die Quelle, lege dort, kurz andächtig verweilend, eine Mohnblume ins Wasser, die ich während der Suche hinterm Ohr steckend - weil sie mich angeschaut hatte - mit mir trug. Sie spielt mit dem Wasser, legt sich nicht zur Ruhe, tanzt, folgt seinem Lauf. Ich ziehe Pullover, Hemd, Unterwäsche aus, werfe sie ans Ufer hinaus um mich

ganz der undurchsichtigen Tiefe des Wassers hinzugeben. Ich fühle mich schwer von innen heraus, als hätte ich geronnenes, rostiges Öl im Leib, doch spüre ich, nachdem die wehenhafte Atmung überwunden war, wie sich meine Muskeln entspannen, die Schwerelosigkeit des Wassers nutzen um sich zu lösen. Kaltstechende Schauer fahren mir durch den Körper, bis in die Ränder der Ohrläppchen. Ich schwimme hinein in die Weite des Sees, als die Vorstellung der Tiefe - der gegenüber ich schutzlos, demütig bin - mich ergreift. Ich sehe im dumpfen Schall des Schwarz der Tiefe, den Ort, der meine Kindheit war, bedrängt von Schlamm, mit verschiedenstem Treibgut belagert. Ich sehe die Reste meiner lachenden Gesichter an zersprungenen Fensterscheiben, höre meine Stimmen in der Luft um bröckelnde, von *Caulerpa taxifolia* zusammengehaltenen, Häuserecken ziehn. Jeder meiner Schritte, die ich dort hinterlasse, wirft eine



.....

neue Leere in den Schlamm, hinein in das träge Fließen des Seins: Zwar verändert jeder Schritt den ursprünglichen Grund, doch kann das Sediment erst weggespült werden, den ursprünglichen Grund offenlegen, wenn es sich entgegen dem Strom anlagert. Ich halte meinen Körper ganz still, atme aus, lasse mich tiefer ins Wasser hineinfallen; sinke, während die Wellen in meine Ohrmuschel dringen, säuseln. Am Ende des Lebens wird der Fluss der Begierden schwächer, der launische Strom aus den Bergen zu sämig, zu dick um das Tal auszufüllen: er klumpt, bröckelt das Tal hinunter. Das Angestaute, Aufgesparte - gärend, sonnengesotten, verkrustend - wird bald vom Wind weggetragen. Nichts ist trauriger als die weiten Ufer eines austrocknenden Flusses vor sich hingeworfen zu sehen: eine Weite in der Mitte zerspalten; zu sehen wie das Treibgut der einstigen Kraft den Nachtschrank belagert: das unansehnliche Furnier unterhalb der alten Wassergrenze, verblichen, verquollen. Man

sieht wieder die Reste des verlassenen, zwangsumgesiedelten Dorfes, die Ruinen, die vor ihrer Zeit schon nachgeben mussten. Sie sind der Lebensraum des Lebensendes, inmitten des wesenden Schlamms, den die hinterhältigen Nasen des Waldes aufwühlen werden. Ich schaue entrückt aus dem Dorf hoch zum Damm, um mich des vermeintlichen Sinns meines Lebens zu vergewissern, sehe erschrocken, schockiert, erstarrt, wie die Mauer langsam, Zeile für Zeile, von frischen, kräftigen Händen abgetragen, abgeschnitten, zerrissen wird, um woanders, ganz weit entfernt, etwas ganz anderes aufzubauen: einen Kuhstall in Patagonien, eine Kirche in der Walachei, oder eine Staumauer im Nachbartal.

Ich tauche, nach Luft schnappend, wieder auf, schwimme, da sich meine müden Knochen ausreichend erholt haben, zurück ans Ufer, hinke, stark unterkühlt, durch den scharfen Kiesel zurück zum bekannten Gepäck. Ich schmie-



re meine Gedanken in ein trockenes Handtuch, rubbele, die Übrigen reibe ich in meinen Klamotten trocken, bis die Haut stechend juckt. Darauf werfe ich den schweren Rucksack. Ich gehe über die Staumauer hinweg - höre dabei keine Turbinen rotieren, keinen Strom knistern. Am anderen Ende der Staumauer angekommen, die Kälte des Wassers beinah ausgeatmet, gehe ich, noch befangen, hinein in das steile Grün auf der anderen Seite des Tales. Gestachelt, getroffen, getrieben - die Hoffnung auf die Aussicht ins nächste Tal. Unter meinen mattblauen Füßen, der Hang, eine Rolltreppe. Von der Bergkuppe, in einer Lichtung, der Tonsur des Waldes, meinen Blick ins nächste Tal schleudernd, sehe ich einen Stausee auch dieses Tal durchqueren: von der Fläche viel kleiner als der in dem ich schwamm, man hört die Turbinen des Kraftwerks heraufschnurren, monotönen. Plötzlich, die Berge, die Täler, sie stolpern, werden von einer Sprengung geschubst, gestoßen; das Schnurren der

Maschinen von knallendem, bretterndem Rauschen, von geschlagenen Becken, zerdrückt. Laune, Unberechenbare, du Geschickte! Mohnblume, du Entblöserin! Sie war unten am Damm angekommen, hatte ihn weich berührt, sanft gekitzelt. So laut ich kann, so laut wie noch nie, rufe ich, um die hysterisch kreischenden Schreie der sich vergießenden Flut zu übertönen, den fallenden, getriebenen Resten der Mauer zu: die Fülle des Herzens beim Einschlafen sei die Ursache jeglicher Erdanziehung. Ich wische mir Tränenflüssigkeit aus den Winkeln meines linken Auges, das seit Wochen schon entzündet ist, und schwöre, beim Namen meines alten Vaters, von nun an nur noch im dichten, dunklen Wald, fernab der trügerisch wärmenden Strahlen, fernab des tückisch kühlenden Nass, fern von dem, was sie uns versprechen, fern von dem, was sie uns geben, zu wandern und zu leben - und am liebsten hüpfend, tanzend, und am besten auf einem Bein.



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **www.parsimonie.de**



Impressum

SEITE 52

Redaktion:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/ Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Elias Kreuzmair
Bergmannstr. 4
80339 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf:
www.parsimonie.de
info@youknowit.parsimonie.de

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren
verantwortlich.

ISSN: 2194-1505

